

Nr. 45. Bromberg, den 3. März 1927.

Lukas Hochstrassers Haus.

Ein Roman von Ernst Zahn.

„Was läuten sie denn noch?“ fragte dann Martin, aus jenseitige Ufer spähend.

Brigitte war bleich geworden und legte die Hand auf den Arm Martins, als bäte sie ihn, dicht neben ihr zu bleiben.

„Es brennt irgendwo,“ sagte Fries.

Und wirklich stand in Nebel und Dunst und Dunkel weit über dem See ein glühroter Schein, der langsam wuchs und wohl von einer Brunst herrühren mochte.

„Wir müssen heim,“ mahnte Fries.

„Es wird kühl,“ sagte Martin und legte, ohne zu fragen, seinen Rock um Brigittens Schultern. In diesem Augenblick, da er sich nahe über sie beugte, trafen sich ihre Augen; in denen des Mädchens stand eine stumme, ernsthafte Dankbarkeit. Martins Herz klopfte. Als er die Ruder wieder faßte und, weit ausholend, das Boot rascher, als sie gekommen, heimwärts trieb, summte ihm der Kopf von jähen, wirren Gedanken. Sein Blick war heiß. Ein unbändiges Verlangen nach dem Mädchen im Boote faßte ihn.

Als sie daheim ans Land stiegen, war das Läuten hinter ihnen still geworden, als hätte ihm die Nacht den Weiterweg vermauert. Auch der Feuerschein war nicht mehr zu sehen, aber sie waren alle drei nicht länger zum Sprechen aufgelegt. Am Buchsbaumhag trennten sie sich. Martin bot dem Alten die Hand; dann ergriff er die schlanke schmale Brigittens. Seine Finger schlossen sich fest um dieselbe. Das Mädchen schien überrascht und scheu, aber als er ihre Hand zögernd losließ, war es Martin doch, als hätten ihre Finger ihm leise den Druck zurückgegeben. Seine Stirn glühte, als er darauf in den Berg hinaufstieg. Er kam langsam vorwärts. Es war, als hielten die Gedanken ihn Schritt um Schritt zurück. Die Leidenschaft stürmte in ihm; er hätte alle Wände niederreißen mögen, die ihn noch von Brigitte trennten. Daheim traf er den Vater, die Schwester, und die beiden Brüder in der großen Stube sitzend, wo sie das Abendbrot genommen hatten. Die Lampe brannte an der Diele, Rosa saß nähend am unteren Tischende, David lehnte mit offenen Augen träumend am kalten Ofen, Christian sprach mit dem Vater über ein neues Schutzmittel für die Weinreben . Letzterer rühmte das Mittel. Christian aber erklärte es als zu kostspielig und eiferte von schlechtem Nutzen, den die Weinstöcke trügen, und daß er nicht noch mehr an die ertragsarmen wenden wolle.

„Du kommst spät,“ sagte Lukas, als Martin nähertrat.

„Ich bin mit dem alten Fries und — seiner Tochter auf dem See gewesen,“ sagte dieser und setzte sich zu den andern.

„Schon wieder?“ fragte Rosa. Ihre Stirn war faltig; sie schien schlecht gelaunt.

Martin lachte. „Ja, schon wieder,“ gab er fröhlich zurück.

„Ich muß früh heraus morgen,“ sprach Christian in seinem trockenen Ton dazwischen und wünschte hinausgehend gute Nacht.

Dann hob Lukas an nach Fries zu fragen, und Martin gab Bescheid; eine Weile unterhielten sie sich von dem Alten.

Rosa brachte ihre Näharbeit zu Ende. Sie sah nach der Uhr, klagte über die späte Stunde und daß ihr noch allerlei zu tun bliebe. In unwirscher Hast verließ sie die Stube, kam aber bald zurück, um David zu rufen. Er möge ihr helfen, eine Bürde Holz, die noch vor dem Hause liege, unter Dach zu bringen.

Als sie gegangen waren, sah Lukas Martin fest an. „Du gehst dem Mädchen da unten nach?“ fragte er.

Martin errötete.

„Wenn dir nicht Ernst ist, laß die Finger davon,“ fuhr Lukas fort. „Mit Leuten wie sie soll man nicht spielen.“

„Es ist mir Ernst,“ sagte Martin mit verhaltener Stimme.

„Sie ist noch jung,“ warf der Vater wieder ein, dann sinnend: „Eine Leide hast du dir im Grund nicht ausgesucht.“

„Ich weiß nicht, ob sie mich nehmen wird,“ sagte Martin im Ton von vorhin.

Lukas erhob sich, als ob er gehen wollte. „Ein braver Mensch darf überall anklopfen,“ sagte er.

Auch Martin war aufgestanden. Er tat unwillkürlich einen Schritt gegen den Vater hin ,aber er vermochte dessen starken leuchtenden Blick nicht auszuhalten . Da bot ihm Lukas die Hand. Er legte in halbem Erstaunen die seine hinein. „Nur Mut!“ sagte jener plötzlich und laut, „mir scheint, du bist auf dem rechten Weg.“ Er drückte Martins Hand, daß es diesen, der kein Schwächling war, schmerzte. Doch war es ihm, als ob aus der großen Stärke des Vaters etwas in ihn hinüberquelle, war ihm, als wüchse er selber höher; nur irgendwie, obwohl er voll guter Vorsätze und hochfliegender Pläne war, vermochte er noch immer nicht dem andern frei und freudig ins Auge zu sehen.

Sechstes Kapitel.

Eine kahle, sonderbare Stube! Weißvertäfelte, unbemalte Wände, ein tannener, gefegter Tisch, hier eine Stabelle und dort eine und an der Wand eine braune Lehnenbank mit einem langen verwaschenen Kissen darauf. Eine Reihe kleiner Fenster ließ das Licht in die Stube hinein. Die Scheiben waren nicht übersauber, und eine davon, die zerbrochen war, war mit Papier verklebt. Ein paar Blumenstöcke standen auf dem Gesimse, aber sie hatten etwas eigentümlich Karges, so als würden sie spärlich begossen, zwei davon standen nicht in gewohnten Tonschalen, sondern in alten, wie von einem Abfuhrhaufen geholten Blechbüchsen. Der nächste Nachbar der braunen Bank war ein Schrank von gleicher Farbe und gleichem Holz; ein Schlüssel steckte in der zum Herablassen gerichteten Klappe; das Loch, in dem er steckte, war weit und von langem Gebrauch so abgenutzt, daß der Schlüssel nicht mehr festen Halt fand.

In dieser kahlen und kargen Stube saßen Uli Koller, der Bauer, und seine Tochter Barbara über der Mahlzeit, die für Abend- und Nachtessen ging. Zwei henkellose Tassen, eine zinnerne Kaffeekanne und ein weißblau gestrichelter dickbauchiger Milchtopf standen inmitten des Tisches. Der Bauer und das Mädchen saßen weit über den Tisch gelehnt, die Ellbogen aufgestützt, und mit faulen Bewegungen brockten sie Brot in die Tassen und aßen die Brocken. Von ihrem Essen war ein schmatzendes Geräusch in der Stube. Beide hatten eine auffallende Ähnlichkeit in der Art, wie sie saßen und sich bewegten, beider Arme waren nackt bis beinahe zur Achsel, Uli hatte die Hemdärmel aufgekrempelt, Barbara trug kurze Ärmel, das grobe grauweiße Linnen der letzteren sah aus dem dunkeln ärmellosen Rock. Alle vier Arme waren dürr und schwarzbraun, und die Hände, die das Brot zum Munde führten, glasig und zer-

arbeitet. Noch mehr aber glichen Vater und Tochter einander von Antlitz, Uli hatte dasselbe Vogelgesicht wie Barbara, die gleiche Schnabelnase und gewölbte enge Stirn und dieselben schönen, aber stechenden Augen. Seine Oberlippe bedeckte ein kurzgeschnittener grauer Schnurrbart, und er hatte graues, spärliches Haar. Während des Essens sprachen sie nicht viel, erst als ihre Becken leer zu werden begannen, nahmen sie ein Gespräch wieder auf, mit dem sie vor einer halben Stunde hereingekommen waren, das in der Küche angehoben und von Christian Hochstraßer gehandelt hatte.

„Ihr werdet sehen, er fragt mich ums Heiraten," sagte Barbara jetzt, den großen Löffel in ihre Tasse legend.

Der Alte sah über seine Tasse hin durchs Fenster hinaus und kaute an einem Stück Brot. Nach einer Weile, während welcher er den Fall bedacht hatte, erwiderte er: „Es wäre kein so übler Schick."

„Nur damit das Land abgerundet wird, fragt er mich, wenn er fragt," sagte Barbara.

„Zum Teil vielleicht, zum anderen Teil — er will eine haben, die ihm spart," erwiderte Uli.

Er hatte aber noch nicht lange ausgeredet, als auf der steinernen Haustreppe und im Flur Schritte laut wurden.

„Wer kommt da?" fragte Uli.

Barbara räumte das Geschirr zusammen und horchte dann. „Das ist — jetzt — am Ende ist es —" stotterte sie. Da klopfte es schon kurz und laut an die Tür, und der auf Ulis „Herein!" eintrat, war derjenige, von dem sie gesprochen hatten.

„Guten Abend!" sagte Christian Hochstraßer und legte den Hut auf die Holzbank. Er hatte sich sauber gemacht, es sah ihm keiner die Werktagsarbeit an, von der er kam; einen dunkeln Rock trug er und einen weißen Papierkragen. Uli war aufgestanden und streckte ihm die Hand hin. Es klatschte, als er einschlug, wie es tut beim Bauerngruß. Dann hieß der Alte ihn Platz nehmen, und er setzte sich neben seinen Hut, während Barbara, der das Blut in zwei roten breiten Flecken unter die Augen gefahren war, den Tisch vollends aufräumte. Uli fragte nach dem Stand der Landarbeit auf dem Hochstraßergut, dann sprachen sie eine Weile, was Bauern sprechen, wenn sie beieinander sind, von Reben und Feld und Holz und Heu, und damit wollten sie wegwischen, daß im Grunde Christians Besuch selten und sonderbar war. Als ihnen der Gesprächsstoff ausging, entstand eine Pause. Barbara kam wieder herein, die Neugier litt sie draußen nicht. Endlich begann Christian an seinem kurzen rötlichen Schnurrbart zu drehen, daß die paar Härchen in jeder Mundecke wie Nadeln herausstanden. „Ja, ich hätte etwas mit Euch zu reden," begann er, als ob er nicht eine ganze Weile schon geredet hätte.

„Ja?" gab Uli fragend zurück, schob den Stuhl, auf dem er saß, vom Tische hinweg und legte die Hände auf die Knie. Auch Barbara setzte sich und sah auf den Boden.

Christian war nicht verlegen, er war nur langsam und schien immer erst an dem herumzurechnen, was er sagen wollte. „Der Vater hat uns auf eigene Füße gestellt," fuhr er fort. „So muß jeder sich einrichten. Jetzt bin ich auf den Gedanken gekommen, zu heiraten."

„Ja," sagte Uli Koller wieder.

„Jetzt wollte ich fragen, ob die Barbara Lust hätte."

„Ja, ja," fuhr Uli nach einigem Nachdenken weiter und sah seine Tochter an. „Was meinst?" fragte er sie dann.

Sie zuckte die eckigen Achseln, und es blieb eine Weile ganz still. Ein Unbehagen kam über alle drei ob dieser Stille. „Du mußt reden," mahnte dann Uli die Tochter.

„Was meint Ihr?" fragte sie ihn um Rat, und er erwiderte, daß sie besser wissen müsse, was sie wolle. Darauf rückte sie näher zum Tisch und begann allerlei Fragen zu tun, wie es mit dem Vermögen stände und mit dem Wohnen in der „Weinlaube" und mit der Abhängigkeit Christians vom Vater und den übrigen Geschwistern. Sie mußte die Sache vorher schon wohl bedacht haben, denn die Fragen kamen ihr ganz geläufig.

Christian war weder erstaunt noch betroffen, daß sie diese Dinge fragte; er schien im Gegenteil sich bei der Sache wohl zu fühlen, gab diese und jene Auskunft, kam selber ins Fragen und holte Uli und Barbara über Dinge aus, die deren Geldsack angingen, ganz wie sie ihm taten. Es war eine drollige Verhandlung. Um einander bequemer zu verstehen, bogen sich alle drei wieder über den Tisch, handelten hin und handelten her, gelassen, ja einander eine gewisse Rücksicht und Höflichkeit zollend, die wuchs, je mehr sie einer Einigung zusegelten. Am Ende bekam Uli das Wort, lachte und sagte: „Ja nun, so wär't ihr ja einig so weit."

Und Christian gab dem Mädchen die Hand. Dieses schlug ein.

Damit war es abgemacht, daß sie Mann und Frau würden, und war, als hätten sie um einen Acker oder ein Stück Vieh gemarktet.

Wie sie aber wohl zueinander paßten und einen guten Handel geschlossen hatten, das zeigte sich schon, als kurz darauf Christian sich zum Gehen anschickte und Barbara ihn bis vors Haus hinab geleitete. Es war ein gewitteriger Tag gewesen. Zweimal hatten sich die Wolken über Herrlibach entladen, der ganze Herrlibacher Berg lebte von Bächen und Bächlein, die von der Höhe niederschossen. Durch eine tiefe Mattenrinne dicht am Kollerschen Hause vorüber sprudelte ein solcher Bach und war jetzt so lüpfisch und toll, daß er da und da und dort sich über die Ufer warf.

„Der Bach kommt wild heute", sagte Christian auf der Haustreppe zu seiner neugebackenen Braut.

„Jesus", fuhr Barbara auf. „Da ist sicher der Keller nieder voll Wasser."

Dann bog sie im Schuß um die Treppe herum und riß eine danebenliegende Tür auf, von der aus ein paar Steinstufen in einen Keller führten. Zwei kleine Fässer, eine Anzahl Kübel, ein Holzrechen und dergleichen mehr schwammen fröhlich darin herum, während zwei große Lagergebinde bis über den vorderen Spund im Wasser standen. Barbara fluchte eins. Dabei saß sie schon auf der Kellertreppe und zog die Schuhe und Strümpfe aus. „So ist es noch nie gewesen", sagte sie, als sie barbeinig mit geschürztem Rock ins Wasser hinab und auf zwei Schaufeln zuwatete, die noch in einer Ecke standen. Sie griff sie auf, watete zurück und stieg wieder ins Freie.

„Gib her!" sagte Christian und nahm ihr die eine Schaufel ab. Sein Rock lag schon abgeworfen draußen auf der Matte. Bald darauf standen sie ein Stück oberhalb des Hauses an einer Stelle, wo der Bach sein Wasser in breiten Güssen gegen den Keller warf, und hoben an, einen Damm aus Grasschollen und Steinen aufzuwerfen. Auch Christian hatte Schuhe und Strümpfe abgelegt und die Ärmel hochgestreift, und bald arbeiteten sie mit einem wortlosen Eifer, so, als hätten sie sich längst für den Tag verabredet. Sie arbeiteten sich sonderbar in die Hände; Zielbewußtsein und ein zäher Fleiß waren in ihrem Schaffen, so daß sie dem Schaden in kurzer Zeit wehrten. Und als sie nachher im Keller das Wasser auszupumpen begannen, zeigte sich erst recht, wie beider Sinn auf dasselbe ging: den kleinsten Vorteil zu nutzen und das Geringste zu verhüten, was den Schaden vergrößern konnte. Barbara brauchte dabei dem Verlobten keinerlei Anleitung zu geben, der wehrte sich schon wie für sein bluteigenes Eigentum. Stumm, mit einer verbissenen Geduld taten sie ihr Werk und sahen es nachher mit einer gemeinsamen Befriedigung an. Sie gehörten in diesem Augenblick schon so fest zusammen, als ob sie jahrelang verheiratet gewesen, und waren innerlich so eins, daß unbewußt jedes das Interesse des andern als eignes empfand. Uli kam zu ihnen und half ihnen die Arbeit zu Ende bringen. Christian ging erst nach Hause, als es längst dunkel geworden war. Er schied von Barbara mit einem Händedruck und einem verlegenen Lachen, das sie ihm just wie den Druck zurückgab. Es schien jedem einzufallen, daß zum Verlöbnis etwelche Zärtlichkeit gehöre, zu der sich keines anzustellen wußte.

(Fortsetzung folgt.)

Ein seltsames Erlebnis.

(Fortsetzung.)

„Meine Geschichte ist nicht fröhlich — Sie werden mir vielleicht sogar keinen Glauben schenken — aber ich muß sie jemandem anvertrauen, sonst — finde ich keine Ruhe mehr", klang es von ihren blutlosen Lippen.

„Wenn sie nur keinen Wahnsinnsanfall bekommt!" dachte ich erschrocken und maß mit raschem Blick die Entfernung, die mich von der Tür trennte. Doch die unheimliche Fremde saß mit lang ausgestreckten Beinen davor und versperrte den Ausgang, so daß ich über sie hätte steigen oder springen müssen, um den Gang zu erreichen.

Ich weiß nicht weshalb, aber plötzlich lief mir kaltes Grauen über den Rücken und mein ganzer Körper erschauerte wie im Fieber. Was wollte mir die Unglückliche — denn das war sie gewiß — erzählen?

War es eine Katastrophe — ein Verbrechen?! Angstvoll schielte ich zu ihr hinüber, doch da saß sie schon wieder steif und stumm mit dem herabhängenden Unterkiefer, dem geöffneten Munde und den starren, weit aufgerissenen Augen, die über Zeit und Raum zu blicken schienen, das Bild einer Leiche, der keine sorgende Hand den letzten Liebesdienst erwiesen. Ihr Anblick ging mir dergestalt auf die Nerven, daß ich, nur um sie aus ihrer unheimlichen Starre zu reißen, sie mit betonter Freundlichkeit aufmunterte, weiter zu sprechen. Lieber wollte ich das Langweiligste, vielleicht sogar etwas Gräßliches hören, als so dieser leblosen Totenmaske gegenübersitzen.

Sie aber wandte sich nun ganz zu mir. „Ich will mich kurz fassen," sprach sie mit müder monotoner Stimme, „um Ihre Geduld nicht zu sehr in Anspruch zu nehmen. Sie müssen wissen, ich bin aus gutem wohlhabenden Hause — das würden Sie meinem armseligen Äußern nach wohl kaum vermuten. Ich lebte bei meinem Vater, und war mit einem wohl bedeutend älteren Manne verlobt, einem Ehrenmanne vom Scheitel bis zur Sohle, der eine schöne, soziale, einflußreiche Stellung einnahm. Unsere Hochzeit sollte bald stattfinden.

Da lernte ich eines Tages im Hause meiner verheirateten Schwester den Jugendfreund meines Schwagers kennen, der nach vieljähriger Abwesenheit aus Amerika zurückgekehrt war, um sich hier niederzulassen. Ihn sehen und lieben, war eins. Ich wollte meine Verlobung lösen, um eine neue mit Heinrich — ich will ihn nur Heinrich nennen — einzugehen.

Mein Vater jedoch widersetzte sich meinem Wunsche. Er drang in mich, meinem Bräutigam das gegebene Versprechen zu halten und drohte mir mit seinem Fluche, wenn ich seinem Gebote zuwider handeln sollte. — Denn er war sehr streng, mein Vater, ein Mann von unbeugsamem Willen und ich war minderjährig. Sein Rechtsgefühl sträubte sich gegen einen Wortbruch, wie er meine ersehnte Entlobung nannte. Dabei fühlte er eine instinktive Abneigung gegen meinen Freund, und er zwang mich, wenigstens äußerlich mit ihm zu brechen. Aber meine Liebe war stärker als die Angst vor dem väterlichen Fluche. Ich konnte von Heinrich nicht mehr lassen und eines Tages, als das Glück uns lächelte und wir uns bei einem einsamen Spaziergang im Walde trafen, unbelauscht, ohne Zeugen, wie uns eine gleich günstige Gelegenheit noch nie zuteil geworden, wurde ich unter Jubel und Jauchzen sein!

„Die alte Geschichte!" dachte ich für mich und fügte laut hinzu, als mein Gegenüber wieder in seine Starrheit zu versinken drohte: „Bitte erzählen Sie weiter. Sie sehen, ich höre gespannt zu."

Sie fuhr leicht wie aus nahendem Schlummer empor, wandte ihre düster welken Pupillen mir zu und setzte ihre Geschichte in der ihr eigenen, schleppenden Sprechweise fort: „Es war eine selige Zeit, die Zeit der geheimen Liebe! Es gelang mir, meine Hochzeit, die wie ein schweres Unheil auf mir lastete, immer weiter hinauszuschieben, bis endlich mein Bräutigam, durch die ewige Verzögerung mißtrauisch geworden, mich darüber zur Rede stellte. Da schleuderte ich ihm schonungslos die ganze Wahrheit ins Gesicht und zwang ihn dadurch, nun selbst zurückzutreten.

Der Edle nahm meinem Vater gegenüber alle Verantwortung auf sich und wahrte so mein Geheimnis; denn meine Familie glaubte meine Beziehungen zu Heinrich bereits längst gelöst. Diese Gefahr war also glücklich beschworen. Es war Herbst, Ende September. Im künftigen Mai sollte ich mündig werden. Dann war ich pekuniär selbständig, denn mein Erbteil, das mir meine verstorbene Mutter zugesprochen, stand von nun ab zu meiner freien Verfügung. Wie sehnte ich den Zeitpunkt herbei! Doch es kam eine neue Wetterwolke: Was würde mein Vater tun, mich vielleicht mit Gewalt von Heinrich trennen? Seine starre Konsequenz ging weiter als seine väterliche Liebe. Einer vernünftigen Überlegung nicht weiter mächtig, bewog ich den Geliebten ,mit mir zu fliehen, und nachdem ich alles, was ich an Wertsachen und Geld besaß, zu mir nahm, verließen wir heimlich das Elternhaus und die Stadt, in der ich mein Lebenlang gewohnt hatte. . . .

Wir lebten nun unbelästigt, da mich meine Familie scheinbar aus der Liste der Lebenden gestrichen hatte, von dem Erlöse meiner Schätze, und als die aufgezehrt waren, machten wir leichtsinnigerweise Schulden, in der Voraussetzung, daß ich bald in der Lage sein würde, alles zu ordnen. Heinrich konnte keinen ihm zusagenden Beruf finden. Ich glaube, er wollte sich für keinen entscheiden und ließ sich lieber von mir erhalten.

Mein Kind kam zur Welt, Gott sei Dank war es eine Totgeburt. Wir konnten den Tag meiner Mündigkeit kaum erwarten, denn wir hatten nichts und auch keinen Kredit mehr. Der ersehnte Augenblick kam endlich und mit ihm die Katastrophe. Meine Mutter hatte ihr Vermögen in einem großen Industrieunternehmen angelegt, das für sicher galt, und testamentarisch den Wunsch ausgesprochen, daß mein Erbteil bis zu meiner Großjährigkeit darin verbleibe. Durch verschiedene ungünstige Konjunkturen war die Gesellschaft sozusagen fallit geworden und statt des erwarteten bedeutenden Vermögen blieb mir nur ein kleines Kapital, das zur Bezahlung unserer Schulden knapp genügte. Nun standen wir nochmals dem Nichts gegenüber.

Da bewog mich mein Geliebter, der immer neue Hindernisse fand, wenn ich auf die endliche Einsegnung unseres Bundes drang, den Versuch zu machen, mich mit den Meinen zu versöhnen. Ich reiste nach dem Wohnort meines Vaters ab und warf mich ihm zu Füßen. Er aber jagte mich von der Schwelle wie einen räudigen Hund. Das war sein gutes Recht, ich konnte mich dagegen nicht auflehnen.

Vor Aufregung krank geworden, lag ich ein paar Tage in einer elenden Kammer eines kleinen Gasthofes, bis ich endlich an die Heimreise denken konnte.

Es blieb mir ja nichts anderes übrig, als zu Heinrich zurückzukehren. Als ich jedoch nach Hause kam, fand ich unsere Wohnung leer und erfuhr, daß mein Geliebter, unbekannt wohin, verzogen sei.

Durch zwei Jahre hindurch stellte ich vergebliche Nachforschungen an. Ich hungerte und fror und da ich vor Leid zermürbt und schwach war, konnte ich nur mit größter Mühe einen knappen Unterhalt verdienen.

Besser wäre es gewesen, schon damals ein Ende zu machen, es erhielt mich jedoch die Hoffnung, ihn zu finden, denn ich liebte ihn noch immer heiß und zügellos, obwohl er ein Unwürdiger war.

Ich war hübsch damals, — doch die Jahre des Darbens und Leidens haben mich vor der Zeit alt gemacht. Niemand würde mir glauben, daß ich kaum 26 Jahre zähle!"

Nein! Das glaubte man wirklich nicht. Wenn sie von ihrem Elend sprach, glich sie einer alten, müden Frau. Ich wollte sie trösten, doch sie überhörte meine Worte und ich sprach weiter:

„Endlich erfuhr ich, wo sich Heinrich aufhielt. Er war ziemlich entfernt von meinem Wohnorte. Ich verkaufte, was ich nur entbehren konnte, um das Reisegeld aufzubringen und fuhr zu ihm. Er empfing mich liebevoll, ich war selig. Das Mißverständnis, das uns auseinandergerissen, versuchte er auf die natürlichste Art zu erklären. Ach! Ich brauchte ja keine Erklärung! Er liebte mich noch, das war alles, was ich wissen wollte!

Er schien im Wohlstand zu leben, seine Wohnung war vornehm, ja, fast reich ausgestattet. Vorsorglich führte er mich in ein gutes Hotel, nahm mir ein schönes Zimmer und versprach mir, nachdem er hier, wie er sagte, seine Geschäfte seinem Teilhaber übergeben wolle, mit mir nach meiner Heimat zurückzukehren, um dort Schritte einzuleiten, damit unser Bund durch eine rechtskräftige Ehe legalisiert werde. Er sagte, seine Lebensstellung gestatte es ihm, jetzt eine Familie zu gründen und zu erhalten. Vielleicht würde sich dann auch mein Vater besänftigen und seinen reuigen Kindern verzeihen?!

Gestern, zur festgesetzten Stunde, am frühen Nachmittag, holte mich Heinrich ab, um mich zur Bahn zu führen. Wie war ich glücklich, das Ziel meiner Wünsche, ein rechtmäßiges Weib zu werden, endlich erreichen zu sollen! Am Bahnhof angelangt, nahm er ein ganzes Halbcoupé erster Klasse, um, wie er sagte, mit mir allein zu sein!

Er gebärdete sich sehr selbstbewußt und freigebig, und ließ durchschimmern, daß er in Geld schwämme.

Ich taute auf, plauderte fröhlich und die ersten Stunden vergingen bei dem Ausmalen unserer Zukunft. Auf einmal fing mein Geliebter an, wortkarg zu werden. Eine Veränderung ging in seinem ganzen Wesen vor. Sein Benehmen wurde immer zurückhaltender, meine Liebkosungen wies er kalt zurück, bis er zuletzt in hartnäckiges Schweigen verfiel.

Ich war furchtbar bestürzt und durchforschte mein Gedächtnis, mit welch unbedachtem Wort ich seine freundliche Laune getrübt haben konnte. Aber soviel ich suchte, ich war mir keiner Schuld bewußt. Als ich ihn flehentlich bat, mir diese Wendung zu erklären, ließ er die heuchlerische Maske fallen. Kurz und bündig erklärte er mir, daß an eine Heirat nicht zu denken sei. Er wolle mich nur nach meiner Heimat bringen, werde dort so lange für mich sorgen, bis es mir gelingen wird, eine bescheidene Existenz zu gründen, und fordere dafür, daß ich ein für allemal allen Ansprüchen an ihn entsage."

Wie überwältigt von der Erinnerung dieser furchtbaren Enttäuschung, versank sie in schmerzliches Brüten. Ratlos blickte ich zu ihr herüber. Was sollte die Erzählung ihres intimsten Geschickes? Mir wurde dabei sehr traurig und gleichzeitig merkwürdig ängstlich zu Mute. Verstohlen sah ich auf meine Uhr, sie zeigte erst eine halbe Stunde nach Mitternacht. So schnell auch der Zug brauste, es schien mir noch eine Ewigkeit bis zu meinem Reiseziel!

Plötzlich fing mein Gegenüber, dessen Züge sichtbar verfielen und leichenähnlicher wurden, wieder zu sprechen an!

„Ich war wie betäubt," setzte sie die Erzählung fort, „zwar hatte ich Grund genug, nicht besonders hoch von Heinrichs Charakter zu denken, aber diese Niedertracht! Nein! Der hätte ich ihn nie für fähig gehalten!

Ich bat, ich beschwor ihn, ich erniedrigte mich so weit, auf eine legale Ehe verzichten zu wollen, nur mein Geliebter solle er bleiben, ich könne ohne ihn nicht leben! Nur nicht verstoßen! Alles, alles, nur nicht verstoßen sollte er mich!

Da gestand er mir in dürren Worten, daß an ein Zusammenleben unmöglich zu denken wäre, denn er habe sich vor einem halben Jahre mit der Tochter eines sehr reichen Fabrikanten vermählt, und er werde es zu verhindern wissen, daß sein Glück durch die ehemalige Geliebte getrübt werde! (Schluß folgt.)

Die letzten Worte der Sterbenden.

Von **E. A. Bratter.**

Die vor einigen Tagen in geistiger Umnachtung gestorbene Kaiserin Charlotte von Mexiko hat kurz vor ihrem Hinscheiden einige Worte gemurmelt, von denen nur die letzten verständlich waren: „Mais pour-quoi?“

Das furchtbare Lebensschicksal einer unglücklichen Frau endet mit der furchtbaren Frage: „Warum eigentlich —?“ Hat sie diese Worte bewußt ausgesprochen? Wenn nicht, so ist die Wirkung doppelt tragisch. Durch die Geistesnacht hindurch hat sie die entsetzliche Summe ihres Lebens in zwei Worten gezogen: in einer Frage, die eine zermalmende Anklage gegen das Schicksal ist.

Von den Großen dieser Erde haben nicht viele solch wuchtige letzte Worte gesprochen, wie diese arme, geistig längst tote Greisin.

*

Gregor VII., der mächtige Papst, zu dem ein deutscher Kaiser im Büßerhemd nach Rom pilgerte, starb in der Verbannung. Auf dem Totenbette richtete er sich hoch auf und sprach die stolzen Worte: „Ich habe die Gerechtigkeit geliebt und das Unrecht gehaßt; deshalb sterbe ich im Exil.“

*

Loyola, der Schöpfer des Jesuitenordens, starb erhobenen Hauptes im Hochgefühl des Erfolges: „Über die Länder der Erde . . es ist gelungen!“

*

Confucius aber, ein enttäuschter Weiser: „Es ist mir nicht gelungen!“

*

Der edle Josef II., ein enttäuschter Kaiser, sprach kurz vor seinem Ende die denkwürdigen Worte: „Man schreibe auf mein Grab: „Hier ruht ein Fürst, dessen Absichten rein waren, der aber das Unglück hatte, alle seine Pläne scheitern zu sehen.“ — Josefs Mutter, die berühmte Maria Theresia, brach sterbend vor ihrem Bett zusammen. Josef half ihr, so gut er konnte, ins Bett und fragte sie, ob sie nicht schlecht liege. „Ja,“ antwortete sie, „aber gut genug, um zu sterben.“

*

Rabelais, der große französische Satiriker, ließ sterbend seinem Gönner, dem Kardinal Bellay, folgende Botschaft übermitteln: „Melde Monseigneur, daß ich im Begriffe sei, das Große Vielleicht (le grand peut-etre) aufzusuchen. Zieht den Vorhang zu, die Posse ist aus!“

*

Gustav Adolf, dem die Sorge um jeden Mann seines Heeres stets am Herzen lag, sank in der Schlacht von Lützen tödlich getroffen vom Pferde. Sterbend rief er seinem Begleiter zu „Ich habe genug — — — Nun suche du, dein Leben zu retten.“

*

Der furchtbare Pappenheim, der grausamste Heerführer im dreißigjährigen Krieg, der fanatische Streiter für die Kirche, sagte, als man ihm auf dem Sterbebette die Nachricht von dem Tode Gustav Adolfs mitteilte: „Ich gehe froh dahin, da ich weiß, daß dieser unversöhnliche Feind meines Glaubens an demselben Tage gestorben ist wie ich.“

*

Wallenstein starb, wie er gelebt: unerschrocken, voll grimmigen Trotzes. Als sein Mörder ihn aus dem Bette aufscheuchte und der wehrlose Wallenstein sah, daß er seinem Schicksal nicht entrinnen konnte, bot er lautlos, trotzig seine Brust dem Todesstreiche.

*

Der österreichische Minister Karl Giskra hielt sterbend, im Bette aufgerichtet, eine einstündige Rede. Niemand verstand sein leidenschaftliches, von lebhaften Gesten begleitetes Gemurmel; schließlich sank er völlig erschöpft in die Kissen zurück und rief mit dem ganzen Aufgebot seiner letzten Kräfte laut aus: „Ich bin fertig!“

*

Kaiser Maximilians I. letztes Wort: „Was weint ihr, wenn ihr einen sterblichen Menschen sterben seht?“ Und der zweite Maximilian: „Meine glücklichste Stunde ist gekommen.“ Zufrieden starben auch Washington und Wellington: „Alles geht gut“, sagte sterbend der große Amerikaner, und „Es geht gut“ der berühmte englische Marschall.

*

Mirabeau verlangte, „bei den Tönen der Musik“ zu sterben. Mozart rief: „Laßt mich nur noch zum letzten Male Musik hören!“ Beethoven, der kurz vor seinem Tode von der „Faust“-Musik, die er noch komponieren wollte, phantasierte: „Schade . . . schade . . . zu spät!“ Schiller hauchte sterbend: „Immer besser, immer heiterer.“ Kant: „Es ist gut so . . .“ Nelson, der englische Seeheld: „Ich habe meine Pflicht getan und danke Gott dafür.“ Lord Byron: „Sieh, der Zeitpunkt zum Schlafen.‘ Walter Scott: „Ich fühle, daß ich zu mir selbst zurückkehre.“

*

Marie Antoinette, des unglücklichen Ludwigs XVI. unglückliche Gattin, die dem Scharfrichter versehentlich auf den Fuß trat, sagte auf dem Schaffott: „Entschuldigen Sie, Monsieur, ich habe es nicht absichtlich getan.“ Und Ludwig XVI. im Angesicht des Todes: „Ich sterbe unschuldig, ich verzeihe meinen Feinden und dir, unglückliches Volk.“

*

Madame Roland verlangte auf dem Blutgerüst ein Schreibzeug, um die Gedanken, die ihr auf ihrem letzten Gange gekommen waren, aufzuzeichnen. Goethe hat bedauert, daß man ihrem Wunsche nicht willfahrte . . . . Marats, des blutigen Henkers letztes Wort: „Mord!!“ Die Dubarry rief das Volk um Mitleid an, und als das Beil sich schon senkte, flehte sie: „Noch einen Augenblick, lieber Herr Scharfrichter!“ Eine Bitte um ganz kurze Lebensverlängerung sprach auch die englische Elisabeth, freilich in ganz anderer Lage, aus: „Mein ganzes Königreich für noch eine einzige Minute mehr . . .“

*

Die berühmtesten letzten Worte: „Mehr Licht!“ sind in das Reich der Legende zu verweisen. Goethe hat diese Worte nicht gesprochen. Er ist am 22. März 1832 still in seinem Sessel entschlafen, nachdem er sich seiner Umgebung durch Zeichen verständlich zu machen versucht hatte.



Bunte Chronik



* **Die Seminolen geben ihre Selbständigkeit auf.** Der alte Indianerstamm der Seminolen hatte bis jetzt seine Unabhängigkeit bewahrt. Jetzt ging bei der Regierung in Washington der Antrag ein, ihnen das Bürgerrecht zu verleihen. Die treibende Kraft zu diesem Entschluß war ihr Häuptling Tony Tommy, ein Mann modernerer Weltanschauung.

*

* **Sonderbare Testamente.** Ein merkwürdiges Testament hat sich Frau Godeffroy in Neuyork geleistet. Sie vermachte einem Verwandten in Hamburg die schöne Summe von vierhunderttausend Dollar, aber nur unter der Bedingung, daß er sich verpflichte, immer sechs Monate eines jeden Jahres in dem Dorf zuzubringen, in welchem die Verstorbene zuletzt gewohnt hat. Sollte er diese Bedingung nicht erfüllen, so würde das Geld mit demselben Vorbehalt einem anderen Verwandten der Verstorbenen zufallen, der ebenfalls in Deutschland lebt. Was die Verstorbene zu dieser merkwürdigen Bedingung veranlaßt haben mag, ist nicht bekannt. Man kann aber wohl annehmen, daß der Erbe sich mit der Erfüllung einverstanden erklärt hat, denn 400 000 Dollar sind gar nicht zu verachten. — Noch verschrobener ist das Testament, welches in London ein Herr Adams verfaßt hat. Er hinterließ sein Vermögen (50 000 Dollar) testamentarisch seinem — Hund. Wäre es nicht menschlicher im besten Sinne des Wortes gewesen, das Geld für hungernde Kinder, an denen auch in London kein Mangel ist, zu hinterlassen, und für den Herrn Hund nur eine Summe sicherzustellen, die diesem ein sorgenfreies, selbstverständlich „standesgemäßes“ Leben garantiert hätte? Und dann: was macht ein Hund mit 200 000 Mark?

* **Mit 14 Jahren 330 Pfund** wiegt Joseph Marquis in Jowa (U. S. A.). Dieser dicke Joseph ist 6 Fuß 3 Zoll groß. Wenn er so weiter zunimmt, kann er wohl den Rekord der schwersten Menschen brechen.

Verantwortlich für die Schriftleitung M. Hepke in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.